

Buchbesprechungen

Andrist, Patrick: Les manuscrits grecs conservés à la Bibliothèque de la Bourgeoisie de Berne – Burgerbibliothek Bern. Catalogue et histoire de la collection. Dietikon-Zürich: Urs Graf Verlag 2007. 349 S. CD-ROM. ISBN 978-3-85951-269-6.

Wer dem Kodikologen über die Schulter schaut, kann sich derselben Bewunderung und Faszination nicht ganz entziehen, der Dr. Watson angesichts der Arbeitsweise seines Freundes Sherlock Holmes unterlag, wenn dieser vor seinen Augen aus für ihn unsichtbaren Zeichen und scheinbaren Belanglosigkeiten einen Fall rekonstruierte. Das *Corpus Delicti* ist für den Kodikologen die Handschrift; analysiert werden die Eigenarten der Schrift, Buchstabenformen und Ligaturen, der Schriftspiegel, ebenso die Beschaffenheit des Pergaments oder Papiers, die chemische Zusammensetzung der Tinte und die Machart des Einbandes. Aus diesen Untersuchungen gewinnt der Handschriftenspezialist Aufschluss darüber, wo und wann ein *Codex* entstanden ist, welche und wie viele Schreiber daran gearbeitet haben, in welchem chronologischen Verhältnis verschiedene Einträge, allfällige Nachträge und Korrekturen zueinander stehen, in wessen Besitz die Handschrift gelangte, welche Spuren spätere Leser hinterlassen haben, kurz: Das Ziel dieser Detektivarbeit ist es, den Weg der Handschrift von ihrer Entstehung bis zu ihrem heutigen Aufbewahrungsort möglichst genau nachzuvollziehen. Jede Handschrift wird auf diese Weise zum Dokument einer jahrhundertelangen Periode europäischer Geistesgeschichte.

Die Arbeit des berühmten Detektivs aus der Baker Street hat Patrick Andrist für die griechischen Handschriften der Berner Burgerbibliothek übernommen. Die Sammlung deckt ein breites Spektrum an antiken und byzantinischen Texten ab: von Aristoteles bis zu den visuellen Gedichten des Theodoros Prodromos aus dem zwölften Jahrhundert, von Thukydides über Epiktet und Plutarch bis zu den Werken von Kirchenvätern und byzantinischen Hymnen. Einigen Handschriften kommt dabei eine besondere Rolle in der Überlieferung antiker Texte zu: Der Berner *Codex* 402 beispielsweise diente dem italienischen Humanisten Aldus Manutius als Grundlage für die erste gedruckte Ausgabe von Theophrast, eine der berühmten *Aldinae*. Viele der Handschriften sind ausserdem illustriert: Derselbe *Codex* 402 enthält Zeichnungen zu den (pseudo-)aristotelischen *Mechanika*, die auf Niccolò Leonico Tomeo, den Paduenser Aristotelesgelehrten aus der Renaissance, zurückzugehen scheinen. Andere Handschriften wie etwa der *Codex* 642 oder der *Codex* 703 enthalten in prächtigen Farben gestaltete Initialen und Titelblätter, die in sich kleine Kunstwerke darstellen.

Das Ergebnis der Untersuchungen von Patrick Andrist ist nicht nur ein ausführlicher Katalog, in dem jede Handschrift mit ihrem Inhalt, ihrer Beschaffenheit und ihrer

Herkunft beschrieben wird, sondern auch eine Geschichte der griechischen Handschriften der Berner Burgerbibliothek. Diese stammen zum grössten Teil aus dem Besitz des französischen Diplomaten und Gelehrten Jacques Bongars, dessen Bibliothek im Jahre 1632 über seinen Patensohn Jakob Graviseth, der mit Salome von Erlach verheiratet war, nach Bern kam. Die griechischen Handschriften der Bongars'schen Sammlung zeichnen sich durch ein Übergewicht bestimmter Textgattungen aus. Vorherrschend sind historiographische und philosophische Schriften, daneben finden sich auch Werke religiösen, rechtlichen und militärwissenschaftlichen Inhalts. Diese Prävalenz bestimmter Themen kann zwar vielleicht auf den Umstand zurückzuführen sein, dass gewisse Handschriften leichter aufzufinden und zu erstehen waren als andere; dennoch stellt sich die Frage, ob sie nicht vielmehr die persönlichen Interessen des französischen Diplomaten widerspiegelt. Die Auswahl und Zusammensetzung der Sammlung dürfte also vermutlich einen Einblick in den Geschmack und vielleicht auch die Persönlichkeit des Menschen gewähren, dem die Berner Burgerbibliothek einen Grossteil ihres Handschriftenbestandes verdankt.

Die *Bongarsiana* wurde erst einige Zeit als eigenständige Sammlung neben den Beständen der *Bibliotheca Civica* aufbewahrt, bevor die beiden Bibliotheken am Ende des siebzehnten Jahrhunderts zusammengeführt wurden. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte ist die Geschichte der Berner Handschriften durch verschiedene Kataloge dokumentiert, darunter ist insbesondere derjenige von Hermann Hagen aus dem Jahre 1875 zu erwähnen, der sich durch seine systematische und präzise Beschreibung der Handschriften auszeichnet. Weitere berühmte Namen sind mit den *Codices* der Berner Burgerbibliothek verknüpft, etwa derjenige Albrecht von Hallers, der kurze Zeit das Amt des Oberbibliothekars innehatte, bevor er 1736 als Professor für Anatomie, Botanik und Chirurgie an die Universität Göttingen berufen wurde.

Patrick Andrist's Buch, ergänzt durch eine CD-ROM mit elektronisch durchsuchbarem Text und zusätzlichen Abbildungen, enthält eine umfassende und anschaulich illustrierte Darstellung eines bedeutenden Kulturschatzes der Stadt Bern. Es dokumentiert in Wort und Bild beinahe ein halbes Jahrtausend ihres Geisteslebens und lässt die langanhaltende Tradition der Pflege und Wertschätzung von Bildung und geistiger Kultur in der Aarestadt gegenwärtig werden. Das Buch richtet sich nicht nur an ein Expertenpublikum, für das es eine Grundlage für weitere Forschung zu den Berner Handschriften bildet, sondern macht diese wertvolle Sammlung auch einer Leserschaft von Nicht-Spezialisten zugänglich, welche mehr über die Schätze erfahren möchte, die in dem stattlichen Gebäude an der Münsterergasse verborgen liegen.

Christine Luz

**Arn, Karoline: «Wenn wir uns gut sind». Ruth Seiler-Schwab –
ds Müeti vom Schössli Ins. Zürich: Limmat Verlag 2007. 263 S.
ISBN 978-3-85791-533-8.**

Die vorliegende Biographie beginnt in der Stube des Elternhauses von Ruth Seiler-Schwab in Kerzers im Jahr 1941. Die Mutter entdeckt bei Ruth ein Büchlein mit dem Titel «Die Brotfabriken Moskaus» und ist entrüstet. «Es ist schlimm, eine 23-jährige Tochter zu haben, die eine Kommunistin geworden ist. Noch unvorstellbarer ist aber, dass ihr tatsächlich davon träumt, dass Brote in einer Fabrik gemacht werden!» (S. 7). Ruth war der sozialistischen Jugend bereits während ihrer Gärtnerlehre in Estavayer-le-Lac beigetreten. Im Sozialismus sah die junge Kommunistin eine Lösung, auch für die wirtschaftlichen Probleme der kleinen Bauern im Seeland. Nach einem Unfall des Vaters war Ruth 1939 auf den elterlichen Bauernhof in Kerzers zurückgekehrt, um ihre Familie zu unterstützen.

Ausgehend von der Episode des Auffindens des Büchleins durch die Mutter erzählt die Journalistin und Historikerin Karoline Arn in detailreichen Schilderungen die bewegte Lebensgeschichte von Ruth Seiler-Schwab. Die rund 260 Seiten umfassende Biographie gliedert sich in 51 kurze Kapitel. In der Buchmitte finden sich einige Schwarzweissfotos.

Die oben erwähnte Auseinandersetzung mit der Mutter beendet Ruths Doppelleben als Bauerntochter und politisch aktive Kommunistin. Der Leserin wird durch die packende Eingangsepisode klar, dass hier zwei Welten aufeinanderprallen, die ansonsten getrennt sind: die ländlich-bäuerliche der Familie Schwab sowie die kommunistische, die ein urbanes Phänomen darstellt.

Durch geschickt ineinander verwobene Passagen erhält der Leser Einblick in den Alltag der Bauernfamilie zur Zeit des Zweiten Weltkrieges und erfährt – durch kürzere und längere Rückblenden – zugleich etwas über Ruths Kindheit und Jugend sowie die Zeit nach der Gärtnerlehre und wie sie ihren Freund Robert kennenlernt, der ebenfalls Kommunist ist.

Nach dem Streit mit ihrer Mutter fasst Ruth schweren Herzens den Entschluss, gemeinsam mit Robert den Hof zu verlassen. Beide sind politisch aktiv, was nicht ohne Folgen bleibt. Wegen Ruths Verhaftung muss die Hochzeit verschoben werden. Robert verliert immer wieder seine Arbeitsstelle, 1943 wird er im «Kommunistenprozess» zu zwei Monaten Gefängnis bedingt verurteilt. Die Zeit nach dem Weggang aus Kerzers wird mit wenigen Ausnahmen chronologisch erzählt. Stellenweise fallen die Schilderungen etwas redundant aus, insbesondere die Darstellung der fortwährenden Entlassungen von Robert und der häufigen Ortswechsel des Paares.

Nach dem Krieg engagieren sich Ruth und Robert in der Partei der Arbeit (PdA). Als die Genossen Robert vorwerfen, er wende sich von der Tagespolitik ab, tritt er aus der PdA aus. Wenig später wird Ruth von der Partei ausgeschlossen. Nachdem sie nach einigen Ehejahren feststellt, dass ihr Mann ein überzeugter Anthroposoph ist, wendet sie sich den Schriften Rudolf Steiners zu. Einerseits erkennt sie in der Anthroposophie Parallelen zum Sozialismus, andererseits findet sie durch Steiner zum Glauben zurück, der ihr im Elternhaus vermittelt wurde und den sie als Sozialistin abgelegt hat. Den Wandel Ruth Seilers von der überzeugten Kommunistin zur Anthroposophin, die von Steiners Theorie «in ihrem tiefsten Inneren» gepackt wird (S. 144), vermag Arn nur stückweise zu erklären. Dieser Wandel stellt einen grossen Bruch in Ruths Lebensgeschichte dar.

1953 gründen Ruth und Robert, inzwischen Eltern von vier Kindern, im Schlössli Ins eine Heimschule nach anthroposophischen Grundsätzen für Kinder und Jugendliche aus schwierigen Verhältnissen. Erfahrungen mit Pflegekindern haben sie bereits in den Jahren zuvor gesammelt. Das letzte Drittel der Biographie ist der wechselvollen Geschichte dieser Institution – die durch Erfolge, aber auch Streitigkeiten und finanzielle Sorgen geprägt wird – und dem Lebensabend des Ehepaars Seiler-Schwab gewidmet.

Die vorliegende Biographie basiert in erster Linie auf Gesprächen der Autorin mit Ruth Seiler-Schwab. Auch die weiteren Quellen, auf die sich Arn stützt, sind ausschliesslich persönlicher Art: Schilderungen der Kinder, Tagebuchaufzeichnungen und Briefe. Am Schluss des Buches treffen Protagonistin und Autorin aufeinander und die Leserin erfährt, wie ein der Biographie vorangegangenes Filmprojekt zustande kam. Karoline Arn schildert hier den gemeinsamen Besuch im Bundesarchiv und zitiert aus den Fichen der Bundesanwaltschaft, die über Ruth Seiler und ihren Ehemann vorliegen. Es ist schade, dass diese Quelle erst am Ende des Buches in die Schilderungen einfliesst, hätte sie doch die Lebensgeschichte breiter abstützen, weitere Perspektiven aufzeigen und gegebenenfalls ein differenzierteres Bild zeichnen können. Aus den Fichen liesse sich möglicherweise das soziale Netz von Ruth und Robert rekonstruieren.

Arns Quellenwahl hat zur Folge, dass die Geschehnisse beinahe ausschliesslich aus Sicht von Ruth Seiler und ihren Angehörigen dargestellt werden. Dabei gäbe es einige interessante Anknüpfungspunkte, die Biographie in einen grösseren Kontext einzubetten: Kommunismus und Antikommunismus, die Arbeiterbewegung sowie die Anthroposophie und Heilpädagogik in der Schweiz des 20. Jahrhunderts.

Der Text auf der Buchrückseite kündigt die Lebensgeschichte einer Frau an, «die engagiert das 20. Jahrhundert erlebt hat, den Zweiten Weltkrieg, den Kalten Krieg, die Reformpädagogik, aber auch den Kampf gegen Kinderlähmung und das Ringen um freie Liebesbeziehungen». Diese Inhaltsangabe weckt (zu) viele Erwartungen. In Ruth

Seilers Fall beschränkt sich der Kampf gegen die Kinderlähmung auf den traurigen Umstand, dass sie ihren jüngsten Sohn durch die Folgen dieser Krankheit verliert. Das «Ringeln um freie Liebesbeziehungen» impliziert das Bild einer emanzipierten Frau, die sich für sexuelle Freiheiten einsetzt. Ruth hingegen wird in der Biographie als betrogene Ehefrau beschrieben, die zeitweilig an der Untreue und Gleichgültigkeit ihres Gatten zu zerbrechen droht.

Nichtsdestotrotz legt Karoline Arn eine lesenswerte Biographie über eine interessante und engagierte Persönlichkeit vor. Die ereignisreiche Lebensgeschichte der Bauerntochter, Kommunistin und Leiterin einer anthroposophischen Heimschule dürfte für eine breite Leserschaft von Interesse sein.

Michèle Hofmann

Bähler, Anna: Nachwuchsförderung fängt beim Nachwuchs an. 40 Jahre Kindertagesstätte der Universität Bern. Bern: Verein Kindertagesstätte der Universität Bern 2009. 64 S.

2009 feierte die Kindertagesstätte der Universität Bern ihr 40-jähriges Bestehen. Anlässlich dieses Jubiläums publizierte der Verein der Unikita eine Festschrift. Die von der Historikerin Anna Bähler verfasste Publikation ist in vier Teile gegliedert. In den beiden ersten und wichtigsten Kapiteln gibt die Autorin einen Überblick über die spannende Entwicklung der Kinderkrippen im 19. und 20. Jahrhundert und zeichnet die Geschichte der Studentenkindertagesstätte von 1969 bis zur heutigen Kindertagesstätte der Universität Bern nach. Anschliessend wird kurz auf das Zusammenspiel der Unikita mit der Universität eingegangen. Zum Schluss stellt Bähler die heutige Kindertagesstätte mit dem Haupthaus, der «Casa Tutti Frutti» am Donnerbühlweg, und der Ausengruppe «Papaya» an der Sahlistrasse vor.

In den meisten europäischen Ländern entstanden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Kinderbewahranstalten oder Kleinkinderschulen, die unbetreute Unterschichtkinder im Vorschulalter für einige Stunden pro Tag beaufsichtigten, damit diese nicht auf der Strasse herumlungerten oder zu Hause eingesperrt blieben. Die Unterschichtfamilien entsprachen meist nicht dem bürgerlichen Familienideal vom «Alleinernährer» und waren auf zwei Einkommen angewiesen. Während die Ehefrauen und Mütter einer ausserhäuslichen Erwerbstätigkeit nachgingen, blieben ihre Kinder häufig unbetreut. In Bern errichtete die private, aber öffentlich unterstützte Armen-Direktion ab 1828 sogenannte Gaumschulen, die drei- bis sechsjährige Kinder gegen ein geringes Entgelt, ganz arme Kinder auch kostenlos, aufnahmen. Kinder unter drei Jahren konnten einer sogenannten Wartfrau gegen Bezahlung in Pflege gegeben werden. Auch diese

Wartfrauen mussten den eigenen Lebensunterhalt mit äusserst knappen Mitteln bestreiten, und die Pflege der ihnen anvertrauten Kleinkinder war demnach dürftig. Die Säuglingssterblichkeit war im 19. Jahrhundert sehr hoch: Noch in den 1870er-Jahren starb in der Stadt Bern beinahe jedes fünfte Neugeborene im ersten Lebensjahr. Die Fachleute forderten denn auch bessere Aufklärung und Ausbildung bezüglich Säuglingspflege, und der Ruf nach Kinderkrippen, in denen Säuglinge und Kinder tagsüber untergebracht werden konnten, wurde laut.

Die ersten Kinderkrippen in der Stadt Bern wurden in den 1870er-Jahren auf private Initiative bürgerlicher Frauen hin und in der Nähe von Wohngebieten der Unterschicht eingerichtet. 1899 eröffnete die Stadt Bern im Mattequartier die erste kommunale Krippe. Die Autorin zeigt auf, dass die Krippenbefürworter damals Argumente vorbrachten, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zur Legitimierung der Krippendienste: Die Kinderkrippe hatte nicht die Aufgabe, die Familie zu ersetzen, sondern sie in sozialen Notfällen zu unterstützen. Es ging nicht darum, die Frauenerwerbstätigkeit zu ermöglichen, sondern deren Folgen für die Kinder abzufedern. Dementsprechend sind die Kindertagesstätten bis heute in den meisten europäischen Ländern wie auch in der Stadt Bern verwaltungstechnisch dem Fürsorgebereich zugeordnet.

Forschungsergebnisse bezüglich Fremdbetreuung zeigten ab den 1970er-Jahren, dass diese sich nicht per se negativ auf die Entwicklung der Kinder auswirkt, sondern eine zeitweilige Gruppenbetreuung Kleinkinder in ihrer Sozialkompetenz eher fördert. Zudem setzte eine allmähliche Professionalisierung des Krippenpersonals ein. Nach und nach verloren die Kinderkrippen ihren Fürsorgecharakter. Dieser Wandel äusserte sich in den 1990er-Jahren auch in der Namensänderung: Statt Kinderkrippe wurde fortan die neutralere Bezeichnung Kindertagesstätte verwendet.

Im Kapitel über die Studentenkinderkrippe gibt Anna Bähler einen knappen Abriss über das Frauenstudium an der Universität Bern und dessen gesellschaftlichen Voraussetzungen. Ab 1868 hatten die Frauen hier Zugang zu einem regulären Studium. Die anfänglich liberale Zulassungspolitik zog viele Ausländerinnen, vor allem Russinnen, an. 1901 bis 1908 waren über 30 Prozent der Studierenden weiblichen Geschlechts. Eschwerte Zulassungsbedingungen und der Ausbruch des Ersten Weltkriegs liess die Zahl der Studentinnen wieder stark sinken. Bis gegen Ende der 1950er-Jahre war diese so niedrig, dass wohl nur vereinzelt verheiratete Frauen und Mütter an der Universität Bern studierten, wie Bähler bemerkt. Ihre Anzahl vergrösserte sich in den 1960er-Jahren mit den steigenden Studentinnenzahlen. Es war denn auch 1969, als die Studentenkinderkrippe der Universität Bern – vorerst in einem Provisorium in der Migros Klubschule – eröffnet wurde. Damit war Bern nach Genf die zweite Schweizer Universitätsstadt, die eine solche Institution führte. Gegründet wurde die Krippe auf Initia-

tive der Vereinigung Bernischer Akademikerinnen. Diese nahm sich in Bern den Problemen der studierenden Mütter an und wollte verhindern, dass Studentinnen mit Familienpflichten ihr Studium mangels Betreuungsmöglichkeiten abbrachen. Die Trägerschaft der Unikita ist privatrechtlich organisiert und demnach, anders als ihr Name es vermuten lässt, nicht Teil der Hochschule. Die Universitätsleitung zeigte jedoch stets grosses Interesse und Engagement für die Belange der Kindertagesstätte. Einen Wandel macht die Autorin aber in der Bedeutung der Kinderkrippe aus: In den ersten Jahren war diese auch für die Universitätsleitung vorwiegend ein Mittel, um unerwünschte Studienabbrüche von Studentinnen und Studenten, die Eltern geworden sind, zu verhindern. Erst im Lauf der Jahre entwickelte sich allmählich das Bewusstsein dafür, dass die externe Kinderbetreuung ein wichtiges Instrument der Frauenförderung darstellt, und zwar auf allen Stufen der universitären Hierarchie.

Die Festschrift ist leicht verständlich geschrieben und enthält etliche Abbildungen. Die Autorin beleuchtet interessante historische Aspekte und Diskurse, lässt in farblich abgesetzten Kästen verschiedene Personen, die mit der Unikita in Beziehung stehen (oder standen), zu Wort kommen und schildert einige amüsante Anekdoten aus dem Krippenalltag.

Katharina Moser

Dauser, Regina; Hächler, Stefan; Kempe, Michael; Mauelshagen, Franz; Stuber, Martin (Hrsg.); Redaktion von Elisabeth Böswald-Rid, Tobias Brenner und Stefan Paulus: Wissen im Netz. Botanik und Pflanzentransfer in europäischen Korrespondenznetzen des 18. Jahrhunderts. Berlin: Akademie Verlag 2008 (Colloquia Augustana, Bd. 24). 427 S. ISBN 978-3-05-004144-5.

Das Buch stellt sich die ambitionöse Aufgabe, mit dem heute inflationär gebrauchten Konzept des «Netzwerkes» eine neue Perspektive auf die botanische Korrespondenz des 18. Jahrhunderts zu eröffnen. Um es vorwegzunehmen: Das Unternehmen ist ausserordentlich gut gelungen. Das liegt vor allem daran, dass der Begriff des Netzwerkes sorgfältig hinterfragt wurde und die Stärken und die Schwächen des Konzepts offengelegt wurden. Berner und Augsburger Forschungsprojekte, bei denen es sich nicht primär um Botanik geht, standen der Untersuchung Pate. In Augsburg wurden die frühneuzeitlichen Eliten der Reichsstadt unter der Perspektive ihrer Verflechtungen untersucht, in Bern sind die Projekte um die Korrespondenz Albrecht von Hallers und um die Oekonomische Gesellschaft mit Netzwerkfragen konfrontiert. Dieser reiche Erfahrungshorizont hat wesentlich zum Gelingen beigetragen.

Zwei einleitende Texte (Hans Bots und Emma C. Spary) beschreiben den Forschungsstand der beiden grossen und für das 18. Jahrhundert zentralen Komplexe «Korrespondenz» und «Botanik». Die Zusammenführung der beiden historischen Fragestellungen ergibt sich aus der Bedeutung, welche die Korrespondenz zwischen Gelehrten, aber auch zwischen Gelehrten und Liebhabern für die Entstehung der modernen Botanik im 18. Jahrhundert innehatte: Nur der Austausch von Pflanzen – getrocknet, als Samen oder Setzlingen – erlaubte einerseits das Erstellen verbindlicher Pflanzeninventare, andererseits auch die Kultivierung von Pflanzen aus anderen geografischen Räumen.

Der erste Teil des Buches «Gelehrtenrepublik und Botanik im 18. Jahrhundert» ist dem wissenschaftsgeschichtlichen Kontext gewidmet. Die Autorinnen und Autoren stellen die Korrespondenz in den grösseren Rahmen der botanischen Forschung; hierzu gehören die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Korrespondenz, botanischen Gärten, Gelehrten und Liebhabern. Deutlich wird, dass Korrespondenznetze komplexe Strukturen darstellen. Beteiligt sind Gelehrte von Gleich zu Gleich, Lehrer und Schüler, Profis und Amateure, Freunde und Rivalen. Netzwerke verändern sich über die Jahre, ihre Pole können sich verschieben; die sorgfältige und kluge Analyse dieser Rahmenbedingungen erlaubt es, nicht in die Falle der «Netzeuphorie» zu tappen.

Der zweite Teil ist Fallstudien gewidmet, von denen zwei bernische Themen betreffen. Stefan Hächler stellt exemplarisch die Schwierigkeiten und Möglichkeiten der Beschaffung von Pflanzenmaterial für Albrecht von Haller vor, die nur durch die intensive Pflege des Korrespondenznetzes möglich war. Martin Stuber behandelt den Austausch von Kulturpflanzen im Netz der Oekonomischen Gesellschaft. In kleinem Rahmen konnte die Oekonomische Gesellschaft jene Aufgaben wahrnehmen, die sonst staatlich finanzierten fürstlichen Akademien übertragen waren.

Der dritte Teil weitet den Blick auf grundsätzliche Fragen des Modells «Netzwerk», vertieft die im ersten Teil angesprochenen Aspekte und fokussiert auf die Augsburger Forschungen zur frühneuzeitlichen Elite. Wolfgang E. J. Weber stellt den Begriff des Netzwerkes in den historiographischen Zusammenhang und legt seine Verwendung in verschiedenen historischen Sparten offen. Dabei werden auch die Grenzen des Netzwerkkonzeptes deutlich. An Beispielen des 17. und 18. Jahrhunderts zeigt Michael Kempe die Fallstricke, das was zwischen die Maschen des Netzes fällt. Wer ist ausgeschlossen? Worüber wird nicht geschrieben? Der vermeintlich sachliche Briefwechsel kann durchaus mit emotionsgeladenen Intrigen verbunden sein und schliesslich setzen Postsystem und Zensur dem freien Austausch Grenzen. Mark Häberlein und Regina Dauser stellen Teilergebnisse der Augsburger Eliteforschung vor. Geschäftskontakte, Verwandtschaftsbeziehungen, Heiratskreise ergeben ein differenziertes Bild der Abhängigkeiten im Kampf um Macht und Ansehen.

Der letzte Beitrag (Martin Stuber, Stefan Hächler, Lothar Krempel, Marion Maria Ruisinger) eröffnet eine weitere Dimension der Netzwerkforschung. Mathematische Modelle zur Visualisierung grosser Datenmengen, wie sie in der soziologischen Forschung entwickelt werden, wurden auf botanische Netzwerke des 18. Jahrhunderts angewendet. Als Grundlage dienten die gut erforschten Briefwechsel von sechs Botanikern: Joseph Banks, Albrecht von Haller, Lorenz Heisters, Carl von Linné, Jean-Jacques Rousseau, Johann Jakob Trew sowie der Korrespondenzbestand der Berner Oekonomischen Gesellschaft. Das Resultat ist erstaunlich; es entsteht das Bild des Firmaments der botanischen Wissenschaft im 18. Jahrhundert. Nuanciert wird das Bild durch den Einbezug der Mitgliedschaften in gelehrten Gesellschaften, wichtigen Orten der Wissensvermittlung. Das Ganze ist mehr als ein Spiel mit den Möglichkeiten der heutigen Informatik. Die Darstellungen geben die Möglichkeit einer differenzierten Analyse der Verflechtungen. Knotenpunkte, die sonst unbeachtet geblieben wären, werden sichtbar, vermeidliche Randfiguren werden in ihrer Funktion als wichtige Vermittler wahrgenommen. Kommen weitere Korrespondenzen hinzu, entsteht hier mit der Zeit das Bild des «Netzes der Netze». Damit öffnet sich ein Weg, neue und unerwartete Aspekte des Funktionierens der Gelehrtenrepublik zu ergründen.

François de Capitani

Elsner, Robert; Rupke, Nicolaas A. (Hrsg.): Albrecht von Haller im Göttingen der Aufklärung. Göttingen: Wallstein, 2009. 453 S. CD-ROM. ISBN 978-3-8353-0573-1 .

Der vorliegende Band ist aus einer Ringvorlesung hervorgegangen, die 2008/09 anlässlich von Hallers 300. Geburtstag gehalten wurde und die zusammen mit einer grösseren Ausstellung den Eckpfeiler der Göttinger Haller-Feiern bildete. Wie bei öffentlichen akademischen Vorträgen üblich, sind die Referenten mit unterschiedlichem Aufwand und Anspruch an ihre Aufgabe gegangen und so sind auch die hier versammelten Texte von unterschiedlicher Art, Qualität und Originalität. Eine erste Gruppe von Autoren hat vorwiegend Überblicksarbeiten geliefert, die Hallers Leistungen in einzelnen Bereichen gemäss der Standardliteratur würdigen. Sie entwickeln dabei in Ansätzen auch eigene Blickwinkel, nehmen aber die aktuellsten Forschungen und Fragestellungen in der Wissenschafts-, Aufklärungs- und Gelehrtengeschichte nicht immer wahr. Zu dieser Gruppe gehören die Aufsätze über die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften (Rudolf Smend), die Göttinger Gelehrten Anzeigen und die Bibliothek (Reimer Eck), den Botanischen Garten (Stephan Robbert Gradstein und Michael Schwerdtfeger), den Botaniker (Gerhard Wagenitz) und den Dichter Haller (Wilfried Barner). Näher am Puls der

Forschung sind die Arbeiten von Ulrich Tröhler und Renato Mazzolini. Tröhler liefert wichtige Gründe für die Attraktivität der Göttinger Medizin in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er beschreibt vier verschiedene Herangehensweisen, die die Studenten im Unterricht kennenlernen konnten, und errechnet auf Grund ihrer in den Dissertationsakten überlieferten Lebensläufe den Erfolg einzelner Veranstaltungen. Mazzolini macht die historische Bedeutung von Hallers Irritabilitätslehre deutlich und betont dabei die heute noch zu wenig zur Kenntnis genommene Rolle Hallers und der sich auf ihn stützenden italienischen Forscher für die Etablierung der experimentellen Physiologie im 19. Jahrhundert.

Hervorzuheben sind die Beiträge von Ulrich Joost, Thomas Kaufmann und Peter Hanns Reill. Joost geht davon aus, dass Haller ein überragender Gelehrter war, «von dem jedes Jahrhundert höchstens zwei oder drei vorzuweisen hat» und von dem daher «jedes auch noch so nebensächlich scheinende Detail seines Lebens und Arbeitens» erforscht werden sollte (S. 71). Er stützt sich auf bisher unbeachtete gedruckte und aktenmässige Quellen und kann so einiges, was in der Literatur unhinterfragt und oft klischeehaft herumgeboten wird, präzisieren, korrigieren oder in ein neues Licht setzen. So wird zum Beispiel deutlich, dass Göttingen dem aus dem prächtigen Bern anreisenden Haller – und vielen seiner Kollegen – als eigentliches Drecksnest erschienen sein muss. Belegt wird etwa auch, dass Haller in seinen letzten Göttinger Jahren über 1300 Taler und damit etwa so viel wie ein Minister und das Doppelte bis Dreifache eines Gehalts eines gewöhnlichen Professors verdient hat. Der Beitrag von Joost macht deutlich, wie viel es noch zu sichten und zu heben gibt, das uns nähere und von der neueren Forschung erwünschte Auskunft über die praktische Lebenswelt von Haller und anderen Gelehrten liefert.

Thomas Kaufmann entwirft auf der Basis einer eigenständigen Lektüre von Hallers Schriften ein 70-seitiges Panorama von dessen Religion, das er einen «Versuch» nennt, das aber dank der Gründlichkeit und Stringenz seiner Argumentation – soweit der Rezensent als Laie in diesem Gebiet es beurteilen kann – einen wichtigen Platz in der künftigen Hallerforschung einnehmen wird. Er legt einerseits dar, dass Hallers religiöse Entwicklung, wenn es sie überhaupt gegeben hat, bereits 1733 abgeschlossen war. Eine weitere Hauptthese Kaufmanns besagt, dass der Berner seine Position weniger auf der Basis einer theologisch-dogmatischen Argumentation verteidigte, sondern als eine in der reformierten Konfessionskultur verankerte Persönlichkeit. Vor diesem Hintergrund ist auch sein religiöses Tagebuch nicht primär als Ausdruck religiöser Individualität, sondern als Zeichen eines frömmigkeitsgeschichtlichen Kulturmusters zu lesen. Abschliessend beschreibt Kaufmann Hallers Protestantismus als orthodox-konservativ, der aber ein spezifisch aufklärerisches Gepräge durch die Betonung der Toleranz erhält.

Peter Hanns Reill hebt die – auch von ihm selbst – bisher unterschätzte Bedeutung Hallers für die wissenschaftliche Kultur Göttingens und der Hoch- und Spätaufklärung überhaupt hervor. Haller habe ein klares wissenschaftliches Programm nach Göttingen gebracht, das er dank der Unterstützung des Universitätskurators Münchhausen umsetzen konnte. Der Berner Gelehrte habe nicht nur wesentlichen Anteil an der Berufung einer Gruppe wichtiger Professoren gehabt, sondern mehr noch an der Entwicklung deren Projekte und Überlegungen. So sei er die entscheidende Persönlichkeit für die Etablierung des berühmten Göttinger Korpsgeistes und eines einzigartigen intellektuellen Klimas geworden, das auch nach seinem Weggang anhielt. Das spezifisch Halle-riche, experimentell-empirische Forschungsprogramm sieht Reill insbesondere in den Gebieten der Medizin, Geschichte und den Reisebeschreibungen und somit in Bereichen der Natur- und Kulturwissenschaften umgesetzt, die für Göttingen prägend wurden.

Die erwähnten Beiträge werden eingerahmt von den Texten von Urs Boschung und Martin Staehelin. Boschung liefert mit seinem Fokus auf Hallers Leben vor und nach Göttingen das biographische Grundgerüst für den Band. Staehelin referiert über zeitgenössische Lied-Vertonungen von Hallers Gedichten, die auf der beigelegten CD eingespielt sind. Der Sammelband wird von den Herausgebern eingeleitet mit der Frage, wieso man Haller feiern soll. Eine klare Antwort auf die Frage haben sie nicht. Sie nehmen zwar Hallers Universalität zum Vorbild für unsere heutige fragmentierte Wissenschaft, nehmen sich aber durch den Hinweis auf die sich wandelnden Instrumentalisierungen historischer Figuren selbst den Wind aus dem Segel. Die versammelten Texte liefern auch kein Argument, wieso man einen Gelehrten wie Haller feiern soll. Sie machen aber sehr wohl deutlich, dass die Beschäftigung mit Haller neue Erkenntnisse über den Berner Gelehrten und weit darüber hinaus bringen kann.

Hubert Steinke

Feuz, Patrick: Zwischen uns ein Ocean. Die Geschichte des Wirtschaftsflüchtlings Friedrich Mürset. Kempten: Zytglogge Verlag 2009. 173 S. ISBN 978-3-7296-0786-6.

Wessen Historiker-Herz schlägt da nicht höher: In einem alten Sekretär kommt ein Packet alter Briefe hervor, geschrieben in den Vereinigten Staaten von Amerika vor über 150 Jahren. Die Finderin liest darin, lässt die Briefe in die heutige Schrift übertragen, andere Leute aus dem Dorf wollen die Briefe auch lesen. Man stellt sich die bedrückte Abschiedsszene vor, die hektischen Umstände in der Hafenstadt, man denkt an die Überfahrt über den Atlantik, von Stürmen und Krankheiten begleitet, und kann sich vielleicht noch die Hektik im New Yorker Hafen vorstellen. Dann flimmert ein Bild eines

Schweizer Bauern vor einem riesigen Kornfeld irgendwo im Mittleren Westen der USA vorbei, oder eine enge, dunkle Stadtwohnung in New York. Wie mag sich eine solche Auswanderung tatsächlich angefühlt haben?

Aus der Auswanderungsgeschichte kennen wir die Gründe und Charakteristika der Auswanderungswellen aus der Schweiz im 19. Jahrhundert. Für den Kanton Bern sind dies insbesondere die Kartoffelpest von 1846/47, die kühl-nassen Sommer und kalten Frühjahrsperioden in den frühen 1850er-Jahren und das daraus folgende Emporschnellen der Lebensmittelpreise. Sie alle brachten die armen Bevölkerungsschichten in existenzielle Nöte und verdunkelten die Zukunftsaussichten auch der unteren Mittelschichten. In der ersten Hälfte der 1850er-Jahre begaben sich deshalb viele Berner und Bernerinnen aus wirtschaftlichen Gründen Richtung USA. Einer dieser Wirtschaftsflüchtlinge war Friedrich Mürset aus Twann. 1852 verliess er zusammen mit seiner Frau Elisabeth seinen Wohnort, wo er als Steinhauer gearbeitet hatte. Er hatte zwar (noch) Arbeit und ihre Familien vermochten die Reise selbst zu bezahlen. Die Gemeinde finanzierte ihnen also kein One-Way-Ticket, wie andern Auswanderern, deren sich die Gemeinden so entledigten. Doch Mürset stellte sich für sich, Elisabeth und die gewünschten Kinder eine andere Zukunft vor, als sich ständig vor hohen Lebensmittelpreisen, einer sich vergrössernden Konkurrenz um Arbeitsstellen und Missernten fürchten zu müssen.

Was Friedrich Mürset und seine Frau Elisabeth während ihrer Auswanderung nach Amerika erleben, hat Patrick Feuz anhand von Briefen rekonstruiert. Zwischen 1852 und 1854 verfasste Mürset die Briefe an seine Eltern, in deren Haus sie bis zu ihrer Entdeckung im alten Sekretär lagerten.

Mürset berichtete darin über die Reise von Twann nach Le Havre, die gut sechswöchige Überfahrt nach New York und die Weiterfahrt nach Philadelphia. In New York empfing sie ein Onkel Mürsets, doch Mürset und Elisabeth zogen rasch weiter nach Philadelphia, von wo Verwandte von Elisabeth von guten Verdienstmöglichkeiten berichtet hatten. Mürset fand rasch Arbeit auf dem Bau. Nach einigen Wochen mieteten sie ein eigenes Logis und wurden schon bald selber Anlaufstelle für Seeländer Auswanderer. Mürsets fühlten sich wohl, fielen weder dem Gelbfieber noch der Cholera zum Opfer, hatten Arbeit – Elisabeth wusch, flickte und bügelte – und sahen ihre Erwartungen erfüllt: Ende des Monats war mehr Geld übrig als in der Schweiz, ihren Kindern würden sie bessere Zukunftsaussichten bieten können. 1853 kam Friedrich zur Welt, 1855 William und 1863 Mary. Nach dem Tod von Mürset zwischen 1863 und 1870 heiratete Elisabeth den Deutschen William Hoppy, hatte mit ihm noch einen weiteren Sohn Georg und lebte mit ihm und allen Kindern ausserhalb von Philadelphia. Dann versanden die Spuren des Twanner Auswanderers.

Diese mit vielen Zitaten gespickte Geschichte eines Berner Auswandererpaars liest sich flüssig und ist dank der passenden Bilder und des szenischen Aufbaus, der die Leserschaft sehr nahe an das Geschehen bringt, gut zugänglich. Die Kapitel orientieren sich an den verschiedenen Stationen der Reise, womit verdienstvollerweise auch die Weiterfahrt in das Landesinnere und das Leben am neuen Ort in seiner vollen Länge zur Geltung kommen. Die Zitate aus Mürsets Briefen sind gut im historischen Kontext eingebettet, sodass ein Laie auch die wichtigsten Push-and-Pull-Faktoren dieser Auswanderungswelle in den frühen 1850er-Jahren mitbekommt. Allerdings lassen die zahlreichen anderen Quellen, die Feuz beizieht, Mürsets Briefe teils in den Hintergrund treten. Die Leserschaft muss sich jedenfalls gut darauf konzentrieren, was genau Mürset und Elisabeth erlebt haben, und ob nun ein Bericht des Regierungsstatthalters, ein anderer Auswanderer oder der Auswanderer-Ratgeber «Der Colonist» zitiert wird. Dies mag für die Historiker- und Historikerinnenzunft etwas mehr gelten als für lokalhistorisch Interessierte, die mit diesem Buch die sehr persönliche Geschichte eines Twanner Auswanderers erhalten.

Anna Amacher Hoppler

Gerber-Visser, Gerrendina: «dan mein muter wot nicht muter sein, und mein vatter nicht vatter». Findelkinder in Bern im 18. Jahrhundert. Nordhausen: Verlag Traugott Bautz 2005 (Berner Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 3). 245 S. ISBN 3-88309-298-3.

Seit dem 16. Jahrhundert gehörte die Versorgung der Findelkinder in Bern zu den Aufgaben der reformierten Obrigkeit. Erst 1744 wurde ein eigenes Amt, jenes des Fündelischaffners, geschaffen. Dieser führte gewissenhaft Buch über die Findelkinder, die Umstände ihres Auffindens, die getroffenen Massnahmen und ihr weiteres Schicksal. Um die 200 Findelkinder wurden zwischen 1744 und 1786, als die Verantwortung für die Kinder an die Landsassenkammer überging, erfasst. Die meisten Kinder wurden in der Stadt Bern oder der näheren Umgebung ausgesetzt; die Mutter oder der Vater wollten wohl sicher gehen, dass das Kind rasch in die Obhut der Obrigkeit gelangte.

Da die Obrigkeit jeweils nach der Mutter fahnden liess und auch in einigen Fällen die Mutter entdecken konnte, ist es möglich, aus den Gerichtsakten die Beweggründe für eine Aussetzung zu fassen. Angst vor der Verurteilung nach einer unehelichen Geburt und der sozialen Ächtung, aber auch bittere Armut und ausweglose Lebenssituationen konnten den Ausschlag geben. Auch wird angetönt, dass die Versorgung der Findelkinder durch die städtischen Behörden eine bessere war als jene durch die Heimatgemeinden.

Die Kinder wurden auf dem Land verdingt; sie sollten in die untere ländliche Gesellschaft integriert werden und später als Knechte oder Mägde ihr Leben selber bestreiten können. Nur in Ausnahmefällen wurde eine Lehre als Handwerker gestattet, dann nämlich, wenn ein Kind körperlich geschwächt und damit zur Landarbeit ungeeignet war. Der Fündelischaffner führte die Aufsicht über das Wohl der Kinder, liess sie auch medizinisch versorgen und mit dem nötigen Schulmaterial ausrüsten.

Die Autorin hat es vorzüglich verstanden, quantitative und qualitative Analyse zu verbinden, ohne die oft schwierige und bruchstückhafte Quellenlage überzustrapazieren. Dabei entsteht eine differenzierte Sicht auf die obrigkeitliche Politik, die einen rigiden Moralkodex mit repressiven Mitteln durchsetzen wollte, aber auch in christlich-paternalistischer Verantwortung handelte. Auch das wenige, das wir über die Eltern wissen, ergibt einen vielschichtigen Einblick in die prekäre Situation der Frauen, die ein Kind nicht aufziehen konnten, nicht nur bei unehelichen Geburten, sondern manchmal auch in schwierigen Ehesituationen. Die systematische – notwendigerweise unvollständige – Rekonstruktion der Lebensläufe der Findelkinder gibt uns ein faszinierendes und erschütterndes Bild des Lebens am untersten Rand der Gesellschaft.

Die Autorin stellt die bernische Debatte in den Zusammenhang des europäischen Diskurses, in dem – auf dem Hintergrund einer steten Zunahme der Kindsaussetzungen – die Fragen nach Findelhäusern, Repression und Prävention lebhaft und kontrovers diskutiert wurden.

Die Arbeit zeigt eindrücklich, wie eine sorgfältige lokale Analyse zu wichtigen Einsichten der Gesellschaftsgeschichte in ihrer ganzen Vielfalt führen kann, besonders auf einem Gebiet, in dem zu oft mit Generalisierungen und Pauschalurteilen operiert wird.

François de Capitani

Candaux, Jean Daniel; Cernuschi, Alain; Lütteken, Anett; Reiling, Jesko (Hrsg.): Albrecht von Haller zum 300. Geburtstag. Themenheft Pro Saeculo XVIIIo der SGEAJ, Nr.1, 2008. 144 S.

Hallers Landschaften und Gletscher. Beiträge zu den Veranstaltungen der Akademien Schweiz 2008 zum Jubiläumsjahr «Haller300». Sonderdruck aus den Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern, NF, Bd. 66, 2009.

Das Jubiläum zum 300. Geburtstag von Albrecht von Haller im Jahre 2008 bescherte uns nicht nur ungezählte Veranstaltungen im In- und Ausland. Auch auf Papier wurde des grossen Berners gedacht. Die wohl bedeutsamste Publikation zum Jubiläumsjahr

behandelt die zentralen Bereiche von Hallers Leben und Werk.¹ Die hier anzuzeigenden beiden Werke vertiefen mit Sondierbohrungen die Überblicksdarstellung und eröffnen mitunter Felder, die dort nicht oder nur am Rande thematisiert werden konnten. Während sich das erste Themenheft der Schweizerischen Gesellschaft zur Erforschung des Achtzehnten Jahrhunderts (SGEAJ) in eher «schöngestigen» Gefilden bewegt, versammelt die zweite Publikation Aufsätze, die eher naturwissenschaftliche Themen ins Auge fassen.

In *Albrecht von Haller zum 300. Geburtstag* sind acht Beiträge enthalten, die laut Editorial «eine der wichtigsten Zielsetzungen der Arbeit der SGEAJ: die interdisziplinäre und mehrsprachige Erforschung des schweizerischen Geisteslebens des 18. Jahrhunderts» dokumentieren sollen. Die ersten zwei Artikel befassen sich mit literarischen Aspekten seines Werks. Barbara Mahlmann-Bauer fragt, ob Haller ein Satiriker war. Sie bejaht die Frage anhand etlicher Belegstellen aus Hallers Gedichten. Dabei interessiert sich die Autorin nicht nur für Hallers satirisches Talent an sich, sondern auch für Hallers Auseinandersetzung mit dem satirischen Genre seiner Zeit und seinem ganz persönlichen Umgang damit. Florian Gelzer fokussiert auf die Absichten, die Haller mit seinen Staatsromanen verfolgte. Im Vergleich mit dem *Goldnen Spiegel* von Wieland werden unterschiedliche Konzeptionen und Vorstellungen bei den damals im Trend liegenden Fürstenspiegeln herausgearbeitet und die gegenseitige Rezeption Hallers und Wielands beleuchtet. Der detaillierten Analyse und dem Vergleich von Hallers veröffentlichten und unveröffentlichten (resp. postum edierten) Berichten seiner Exkursionen in die Alpen sowie dem Verhältnis zu deren wissenschaftlicher und insbesondere literarischer Verwertung widmet sich Aurélie Luther.

Die zwei folgenden Arbeiten setzen sich mit Haller als Beiträger zu den grossen europäischen Enzyklopädiën des 18. Jahrhunderts auseinander. Nathalie Vuillemin stellt Hallers Artikel in den Supplementbänden der *Encyclopédie* von Diderot und D'Alembert und in der Yverdoner *Encyclopédie* als homogenes Werk dar. In über 300 Beiträgen hält Haller den aktuellen Forschungsstand aller von ihm aktiv bearbeiteten Gebiete der Medizin fest. Vuillemin zeigt, dass Haller dies nicht ohne gewisse Absichten macht, die dem Konzept der Enzyklopädie zuweilen diagonal entgegenstehen. So verfasst er die Artikel nicht mit dem von den Enzyklopädisten anvisierten Zielpublikum der gebildeten Laien im Fokus, sondern richtet sich vornehmlich an Mediziner. Er verpflichtet sich auch nicht der objektiven Wissensvermittlung, sondern durchtränkt gemäss Vuillemin seine Beiträge für die Enzyklopädiën mit seinen eigenen Vorstellungen über die Erfolg versprechenden Methoden und Konzepte der medizinischen Wissenschaft. Insofern könne man Hallers enzyklopädische Arbeiten als Versuch verstehen, der Nachwelt ein Kompendium zur Medizingeschichte des 18. Jahrhunderts zu hinterlassen, in dem die

Prinzipien der zukünftigen Medizin und der (Natur-)Wissenschaften überhaupt festgehalten seien.

Alain Cernuschi kann aufgrund seiner Recherchen den in der *Bibliographia Halleriana*² aufgeführten 303 Enzyklopädie-Artikeln Hallers 17 neue beifügen. Allerdings hatte Haller nur 216 Artikel verfasst. Die Zahl von 320 Beiträgen Hallers für die Enzyklopädien kommt durch die Mehrfachverwertung zahlreicher dieser Arbeiten zu Stande. Wie dies genau funktionierte und welche Rolle die Konkurrenzsituation der beiden Enzyklopädie-Projekte dabei spielte, steht im Zentrum von Cernuschis Beitrag. Tobias Pfeifer stellt sich die Frage, welche Bedeutung für Haller die Illustration literarischer Werke hatte. Anhand etwas weitschweifiger Ausführungen kommt er zum Schluss, dass Haller die Funktion der Illustration für die literarische Produktion – ähnlich derjenigen in wissenschaftlichen Werken – in der Unterstützung des geschriebenen Textes sah. Über das Sehen wird eine andere, unmittelbarere Ebene der menschlichen Empfindung angesprochen als über intellektuelle Vermittlung mittels Worten. Deshalb muss die Illustration so nah wie möglich an der Natur sein, sonst verfehlt sie ihren Zweck gänzlich. Thomas Freivogel widmet sich in einem kurzen Beitrag dem – nie realisierten – Entwurf für ein Haller-Denkmal von Christian Cay Lorenz Hirschfeld.

Nicola Schneider wirft ein Licht auf einen fast vergessenen Rezeptionsstrang von Hallers dichterischem Werk. Er stellt fest, dass im 18. Jahrhundert zwischen 1734 und 1789 insgesamt 19 Vertonungen von Haller-Gedichten belegt sind. Obwohl Haller bekanntlich kein grosser Freund der Musik war, hat er dennoch in seinem Alpengedicht das «ungeschmückte Lied», das «Volkslied im ursprünglichen Sinne» (S. 131) als Ausdrucksmittel gelobt. Es darf deshalb nicht erstaunen, dass die Berliner Liederschule, die sich diesem Credo verpflichtet fühlte, sich sowohl theoretisch als auch praktisch am intensivsten mit der musikalischen Umsetzung von Hallers Poesie beschäftigte. Aber auch in Hamburg, Wien und Zürich entstanden Lieder auf der Basis von Haller-Gedichten. Schneider analysiert einige davon in musikwissenschaftlicher Hinsicht und macht plausibel, welche Gründe die Komponisten zur Vertonung bewogen.

Ein ganz kurzer Kommentar von Anett Lütteken zur Abbildung auf der Umschlagrückseite (einer Teekanne mit Hallers Porträt) schliesst das Werk ab, das insgesamt nur spärlich illustriert ist, aber dennoch ein illustres Bild der eher geisteswissenschaftlichen aktuellen Haller-Forschung zeigt. Leider beschränkt sich die im Editorial postulierte Interdisziplinarität im Wesentlichen darauf, dass einzelne der Autorinnen und Autoren auch Publikationen ausserhalb ihres engen Forschungsbereichs zur Kenntnis genommen haben, was mit Interdisziplinarität im eigentlichen Sinne noch nichts zu tun hat, sondern einfach der an sich selbstverständlichen Neugier der Forschenden geschuldet ist. Nichtsdestotrotz ein lesenswertes Heft für Haller-Interessierte und Dixhuitièmistes.

Das zweite anzuzeigende Werk ist weniger homogen, sowohl was den Inhalt und die Qualität, als auch was die Gestaltung und formale Aspekte betrifft. *Hallers Landschaften und Gletscher* versammelt in Artikelform je acht Referate der von der Interakademischen Kommission Alpenforschung (ICAS) organisierten Vortragsreihe von *Hallers Landschaften* im April und Mai 2008 im Schweizerischen Alpenen Museum sowie der von der Naturforschenden Gesellschaft in Bern durchgeführten Fachtagung *Hallers Gletscher heute* vom 17. Oktober 2008 in Bern. Mit je einem Aufsatz von Barbara Mahlmann-Bauer und Tobias Pfeifer aus der ersten Vortragsreihe wird personell und thematisch die Verbindung zum oben besprochenen Themenheft der SGEAJ hergestellt. Mahlmann-Bauer analysiert sehr stringent Hallers berühmtestes Gedicht *Die Alpen* in seinen politisch-moralischen, wissenschaftlich-botanischen und poetischen Dimensionen und führt vor Augen, dass Haller seine dichterischen und wissenschaftlichen Werke nach einem Gesamtkonzept entwickelt hat, in dem sich beide Felder gegenseitig bedingen und befruchten.

Pfeifer geht in seinem Aufsatz der Frage nach, welchen Einfluss Haller auf die Berner Landschaftsmalerei, insbesondere auf den Maler Johann Ludwig Aberli, hatte, und kommt zum Schluss: «Die literarische Form der naturbeschreibenden Poesie beeinflusste Aberli und dessen künstlerisches Umfeld.» (S. 35).

Ebenfalls auf Hallers Alpen-Gedicht stützt sich Raimund Rohdewald für seine These, Haller habe die Landschaftswahrnehmung zu seiner Zeit grundlegend verändert, indem er die Beschreibung einer Gegend «holistisch» anging und Ästhetik, Wissenschaft, Ethnografie und Ökonomie einbezog, wodurch sich die Darstellung nicht mehr wie früher statisch-eindimensional, sondern dynamisch-plastisch präsentierte. Nicht nur die veränderte Landschaftswahrnehmung, sondern die Veränderungen in der Landschaft selbst lassen sich anhand von Hallers Werk rekonstruieren. Dies zeigt eindrücklich Luc Lienhard in seinem Vergleich der Schweizer Flora des 18. und des 21. Jahrhunderts. In seiner Schweizer Flora von 1742/1768 legt Haller ausführliche Fundortangaben der beschriebenen Pflanzen vor, schildert das allgemeine Vorkommen und die ökologischen Ansprüche jeder Art. Lienhard korreliert Hallers Flora mit der aktuellen botanischen Bestandaufnahme der Schweiz und kann markante Unterschiede feststellen, die den dramatischen Landschaftswandel in den letzten 250 Jahren unterstreichen. Gleichzeitig können durch solche Vergleiche wertvolle Hinweise zum Schutz gefährdeter Pflanzen gewonnen werden.

Zwei Elemente, die Hallers Alpen-Gedicht prägen, die «ästhetische Idealisierung («Schönheit»)» und die «ökonomische Ressource («Nutzen»)» (S. 61), sind Ausgangspunkt von Gerrendina Gerber-Vissers und Martin Stubers spannender Studie über die von der Oekonomischen Gesellschaft Bern (OeG) veranlassten Topographischen Beschreibungen des Berner Oberlands. Die Bemühungen der OeG, die «Alpenbewohner als Protas-

gonisten der alpinen Wirtschaft» (S. 77) wahrzunehmen, waren – nicht ausschliesslich, aber auch nicht unwesentlich – von Haller beeinflusst. Allerdings ändert sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts das Verständnis der alpinen Bevölkerung. Hallers Idealisierungen entsprechen nicht mehr der wirtschaftlichen Stossrichtung der Ökonomen. Modernisierung und Ressourcenoptimierung verlangen ein anderes Wirtschaften. Erst als der Tourismus zu einem relevanten Wirtschaftszweig wird, internalisieren die «Bergler» die ehemals exogenen Idealisierungen als Werbeargument.

Hallers Alpen in der Kartografie ist ein Artikel von Madlena Cavelti Hammer betitelt. Leider löst die Autorin den im Titel anklingenden Anspruch, Hallers Bedeutung für die Kartografie belegen zu können, nicht ein. Vielmehr referiert sie ganz allgemein die Entwicklung der Kartografie zur Zeit Hallers. Den Haller-Bezug stellt sie eher oberflächlich mittels Hallers bereits verschiedentlich gewürdigtem Beitrag zu Micheli du Crests Alpenpanorama und seiner Förderung von Horace-Bénédict de Saussure her. Ganz anders geht Jon Mathieu in seiner kurzen Abhandlung über Alexander von Humboldt und Haller vor. Ihn interessiert nicht primär die Bedeutung von Hallers Werk für Humboldt. Knapp und überzeugend stellt Mathieu dar, dass Hallers wissenschaftliche Arbeiten nur geringen Einfluss auf Humboldts Werk hatten. Seine Frage zielt vielmehr darauf, wieso Wissenschaftsdisziplinen einen «Gründungsvater» beanspruchen und wieso die moderne Gebirgsforschung sich auf Humboldt einigte und nicht auf andere mögliche Kandidaten wie Haller oder Saussure.

Heinz J. Zumbühl zeichnet akribisch die zunehmend realistischen Gletscherdarstellungen in der Malerei des 18. Jahrhunderts nach, insbesondere im Werk von Caspar Wolf, und untersucht die Wechselwirkungen zwischen Hallers Alpen-Gedicht, den Bildern von Wolf und der Entstehung der Gletscherforschung Ende des 18. Jahrhunderts. Eindrücklich zeigt er auch auf, wie die historischen Bildquellen und anderes historisches Quellenmaterial heute fruchtbar in der modernen Gletscherforschung ausgewertet werden.

Die aus Referaten an der obgenannten Fachtagung entstandenen folgenden acht Artikel haben ausser dem Untersuchungsgegenstand Alpen und Gletscher kaum mehr einen Bezug zu Haller. Zwar stellt Bruno Messerli das Tagungsthema in seiner hier abgedruckten Begrüssungsrede eloquent in eine Linie geschichtlicher Zusammenhänge, und Peter Lüps unterstreicht mit einer Sammlung von Belegstellen aus Hallers Reisebeschreibungen, Gedichten, Rezensionen und Briefen das Interesse Hallers an den Gletschern und der Gletscherwelt und analysiert seine Funde kurz in Bezug auf den wissenschaftlichen Gehalt hin. Aber die folgenden sechs Arbeiten haben keinen Bezug mehr zu Haller und seiner Zeit. Sie thematisieren alle – ausser einem Beitrag von Albert Hafner über Gletscherarchäologie – die heutige naturwissenschaftliche Gletscherforschung als Teil der Klimaforschung. Für die Klimageschichte sind diese Arbeiten

sicherlich sehr lohnenswert, da sie zum Beispiel die Gletscherbewegungen physikalisch erklären und dadurch mit Klimaphänomenen in Beziehung setzen (Andreas Bauder) und dank dendrochronologischen Methoden in langen Zeitreihen bis in antike Zeiten zurückverfolgen können (Hanspeter Holzhauser). Hochkomplexe Forschungsmethoden an den polaren Eisschilden erlauben gar klimatische Aussagen über lange prähistorische Zeiträume (Bernhard Staufer). Auch sind Erkenntnisse über die kleine Eiszeit zu gewinnen (Heinz Wanner), und nicht zuletzt stellen sich angesichts des feststellbaren rasanten weltweiten Gletscherschwunds Fragen nach den politischen, technischen, ökonomischen und sozialen Massnahmen (Wilfried Haeberli).

Die Frage sei erlaubt, ob es eine gute Idee war, diese sechs Arbeiten im Rahmen eines Bandes zu publizieren, der eher eine Leserschaft anspricht, die sich für Haller und seine Zeit interessiert als für Klimaforschung.

Stefan Hächler

¹ Steinke, Hubert; Boschung, Urs; Pross, Wolfgang (Hrsg.): Albrecht von Haller: Leben – Werk – Epoche. Göttingen 2008.

² Steinke, Hubert; Profos, Claudia (Hrsg.): Bibliographia Halleriana. Verzeichnis der Schriften von und über Albrecht von Haller. Basel 2004.

Haller, Albrecht von: Premier voyage dans les Alpes, et autres textes, 1728–1732, édition établie, annotée et présentée par Aurélie Luther sous la direction de Claire Jaquier; avec la collaboration de Laure Chappuis Sandoz et Luc Lienhard. Genève: Slatkine 2008 (Travaux sur la Suisse des lumières. Textes, vol. 2). 162 S. ISBN 978-2-05-102060-2.

Im Sommer 1728 unternahm der 19-jährige Albrecht von Haller zusammen mit Johannes Gessner eine Reise durch die Schweiz. Die Route führte die beiden Studienfreunde von Basel nach Biel, Yverdon, Neuenburg und Lausanne bis Genf, zurück nach Lausanne, dann nach Sitten und Leukerbad, über die Gemmi nach Kandersteg, Spiez und Meiringen, schliesslich über den Jochpass nach Engelberg, Luzern und Zürich. Die geistes- und wissenschaftsgeschichtlichen Folgen der Reise waren gross. Zum einen entwickelte Haller aus den Reiseeindrücken sein wirkungsmächtiges Gedicht *Die Alpen*, das eine europaweite Alpenbegeisterung einleitete und dabei das Berner Oberland zu einer bevorzugten Tourismusdestination werden liess. Zum anderen nahm Hallers lebenslange Beschäftigung mit der Alpenflora, die in der ersten wissenschaftlichen Flora der Schweiz gipfelte, hier ihren Ausgangspunkt.

Hallers Reisebericht ist als Manuskript in der Burgerbibliothek Bern überliefert. In deutscher Übersetzung war er 1785 erstmals veröffentlicht worden, im französischen Original 1892 und ein zweites Mal 1948.¹ In der vorliegenden Ausgabe erscheint «die erste Alpenreise» – wie sie oft genannt wird, obschon es eigentlich eine Schweizreise war – erstmals zusammen mit drei Berichten von späteren Alpenreisen, die Haller 1731 und 1732 unter anderem auf den Gurnigel, den Gantrisch und das Stockhorn, durch das Simmen- und das Diemtigtal, zum Grindelwaldgletscher und über die Grosse Scheidegg führten. Grundlage dieser zusätzlichen Texte sind je nach Überlieferungslage die französischen Originalmanuskripte in der Burgerbibliothek Bern und in der Bibliothèque Mazarine in Paris oder die zeitgenössischen Veröffentlichungen in Latein, die man für die vorliegende Edition ins Französische übersetzte. Nicht aufgenommen wurden dagegen zwei weitere lateinische Berichte von Hallers Schweizer Reisen (*Iter helveticum* 1740, 1749), die bis jetzt nur in ihrem emmentalischen Teil als Übersetzung vorliegen.²

Erstellt wurde die Edition von Aurélie Luther unter der Leitung von Claire Jaquier am *Institut de littérature française de l'université de Neuchâtel*, wobei zusätzlich externe Fachexperten beigezogen wurden: Laure Chappuis Sandoz vom *Institut de préhistoire et des Sciences de l'Antiquité de l'université de Neuchâtel* für philologische Fragen, Luc Lienhard vom *Institut für Medizingeschichte der Universität Bern* für den historisch-botanischen Teil. Die interdisziplinäre Zusammensetzung der Projektgruppe manifestiert sich in der hohen Qualität der Anmerkungen, die über den zu erwartenden Nachweis der Differenzen zwischen den verschiedenen Überlieferungstexten sowie der erwähnten Personen und Orte hinausgehen. So werden sämtliche im Original erwähnten Ortsbezeichnungen bis zu den lokalen Flurnamen in Verbindung gesetzt mit den heutigen Ortsnamen, wie sie auf der Schweizer Landeskarte (1:25 000) aufgeführt sind.

Ganz besondere Sorgfalt ist bei den Pflanzennamen festzustellen. Gemäss ihren eigenen Worten wollte die Projektgruppe vermeiden, mit dem Einfügen der heutigen binären Pflanzennamen den Originaltext anachronistisch zu entstellen. Die binäre Nomenklatur wurde durch Carl von Linné erst 1753 entwickelt, worauf sie weitere zwei Jahrzehnte brauchte, um sich allgemein durchzusetzen. Zudem war Haller zeitlebens ein prononcierter Gegner des binären Systems. Die Pflanzennamen erscheinen deshalb im edierten Text in Form von kurzen, die Arten prägnant beschreibenden Sätzen, wie sie in der vorlinnéschen Zeit üblich waren. Zugleich werden die Nachweise der einzelnen Pflanzen in der historischen Fachliteratur – für die zeitgenössische Botanik unentbehrlich, im Originaltext aber nur in Kürzestform aufgeführt – in den Anmerkungen exakt nachgewiesen und aufgelöst, ebenso die Konkordanz zum heutigen binären Namen, auf die auch über einen eigenen Pflanzenindex zugegriffen werden kann. Damit

stehen diese frühen Reiseberichte der weiteren historisch-botanischen Forschung offen, eignet sich doch Hallers botanisches Werk mit seinen präzisen Fundortsangaben wie kaum ein anderes als Ausgangspunkt für die Rekonstruktion historischer Veränderungen der Flora.

Die Edition der frühen Reiseberichte Hallers stellen eine ganze Reihe von Fragestellungen auf eine neue Grundlage, von denen einige in der kurzen, aber gehaltvollen Einleitung von Aurélie Luther skizziert werden. Im Vergleich zum berühmten Alpengedicht erfolgt die Darstellung der Alpenbewohner hier sehr viel weniger idealisierend, wobei gerade in dieser Hinsicht zwischen den vier Berichten charakteristische Unterschiede festzustellen sind. Die Edition lädt aber auch dazu ein, die Berichte des jungen Haller mit denjenigen von Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733) als einem Vorgänger und von Horace-Bénédict de Saussure (1740–1799) als einem Nachfolger vergleichend zu analysieren.

Einzig die Bildausstattung ist nicht auf der Höhe der übrigen Qualität. Sie ist beschränkt auf an sich präzise ausgewählten Pflanzenabbildungen, die aber nicht in den Text integriert werden. Die ganze Fülle an weiteren Themen, die in den Reiseberichten erwähnt werden, bleibt dagegen ohne jegliche Illustration, obschon dafür durchaus ort- und zeitnahe Darstellungen zu finden wären.

Martin Stuber

¹ Nachweise aller bisherigen Editionen von Hallers Schweiz- und Alpenreisen in: Steinke, Hubert; Profos, Claudia (Hrsg.): *Bibliographia Halleriana. Verzeichnis der Schriften von und über Albrecht von Haller*. Basel 2004, 180–181.

² Haller, Albrecht von: *Schweizer Reise 1739*. Übersetzt von Walter Rytz. In: *Burgdorfer Jahrbuch* 1987, 9–62.

Huwyl, Edwin: Ballenberg. Schweizerisches Freilichtmuseum für ländliche Kultur. Mit Fotos von Marcus Gyger und Christian Perret. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt Verlag 2008. 200 S. ISBN 978-3-258-07286-9.

Zum dreissigjährigen Jubiläum der Eröffnung des Freilichtmuseums Ballenberg zieht der Autor Bilanz. Mit heute über 100 historischen Gebäuden, die hier wieder aufgebaut wurden, stösst das Museum an seine natürlichen Grenzen und hat das gesteckte Ziel erreicht. Aus allen Gegenden der Schweiz wurden traditionelle ländliche Bauten gesammelt, ein Querschnitt durch die heute weitgehend verschwundene Agrarlandschaft Schweiz.

Im Vergleich mit anderen Ländern entstand ein Freilichtmuseum in der Schweiz spät, in einem Zeitpunkt, als die Agrarromantik des frühen 20. Jahrhunderts bereits am Abklingen war. Das hat dem Museum viele Schwierigkeiten erspart; unbelastet von der Vereinnahmung durch Blut- und Bodenideologien konnte der Ballenberg neue Wege beschreiten. Die Haus- und Siedlungsforschung – ein zentraler und gut untersuchter Bereich der traditionellen schweizerischen Volkskunde – stand dem Konzept Pate. Rasch aber hat sich das Konzept neuen Fragestellungen geöffnet. Altes Handwerk und die Pflege regionaler Viehrassen und Pflanzenarten gehören heute zu den grossen Attraktionen. Fragen der Biodiversität und der ökologischen Nachhaltigkeit erhalten hier vor historisch-musealem Hintergrund eine zentrale Bedeutung. Die kurzen Texte des Buches leiten jeweils ausführliche Fotostrecken ein. Das Buch ist klar als Bildband konzipiert und nicht als vertiefte Lektüre. Die beiden Fotografien bieten einen stimmungsvollen Rundgang durch das Museum und seine vielfältigen Aktivitäten.

François de Capitani

Kettler, Wilfried: Der Berner Totentanz des Niklaus Manuel. Philologische, epigraphische sowie historische Überlegungen zu einem Sprach- und Kunstdenkmal der frühen Neuzeit. Bern u.a.: Peter Lang 2009. 248 S. ISBN 978-3-03911-817-5.

Zwischen 1516/17 und 1519/20 malte Niklaus Manuel einen umfangreichen Totentanz an der Friedhofmauer der damaligen Dominikanerkirche, der heutigen Französischen Kirche in Bern. Den Schwerpunkt des 1660 zerstörten Werkes bildeten 41 Darstellungen von Menschen, die zum letzten Tanz mit dem Tod aufgefordert werden. Allen Bildern waren erläuternde Texte beigegeben. Mit diesem grossen Werk trat also der Maler Niklaus Manuel erstmals auch als Schriftsteller hervor; es kommt ihm in dieser Hinsicht eine Scharnierrolle innerhalb seines Schaffens zu.

Verschiedene Zeitgenossen haben zwar das Werk vor seiner Zerstörung kopiert, keine Wiedergabe entspricht jedoch in Bild und Text präzise dem Vorbild, wodurch sich für die heutige Bearbeitung zusätzliche Probleme ergeben. Die Publikation von Wilfried Kettler beschäftigt sich primär mit dem «Sprachdenkmal» Totentanz. Nach kurzen Einführungen folgen Beschreibungen der einzelnen Bilder, wobei Kettler insbesondere die heraldischen Fragen interessieren. Anschliessend wendet er sich den Inschriften zu, die das Schwergewicht der Arbeit bilden. Neben den einzelnen Bildern beigegebenen Gedichten («Hauptinschriften» genannt) lassen sich vereinzelte Schriftzeichen in den Bildfeldern feststellen. Es folgen die Inschriften im Wortlaut, die man sich lieber in einem Anhang gewünscht hätte. Der anschliessende kurze Beitrag zu den Buchstabenformen

ist ein Eingeständnis, dass sich damit nichts aussagen lässt. Sehr allgemein gehalten sind auch die Bemerkungen zur Sprache: Der Berner Totentanz sei ein «literarisches Kunstwerk der frühneuhochdeutschen Zeit» und als ein solches dem «alemanischen Sprachraum» zuzuordnen.

Der Hauptteil der Untersuchungen ist überschrieben mit «Gattungsgeschichtliche und inhaltliche Analyse», es folgen Erörterungen zu den Namen sowie biographische Skizzen zu den Stiftern. Den Schluss bilden ganz knappe Bemerkungen zur Datierung, die im vorliegenden Fall kein grosses Problem darstellt, variieren doch die aus der Biographie gewonnenen und die kunsthistorischen Ansätze nur um einzelne Jahre (1517–1519). Durch die Sprachforschung ist der Datierungsfrage jedenfalls nicht genauer beizukommen.

Charlotte Gutscher

Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz. Kantone Aargau, Bern, Solothurn. Quellen bis 1560. Hrsg. von Martin Haas unter Verwendung der Materialsammlungen von Leonhard von Muralt † und der Quellenverzeichnisse von Hans Rudolf Lavater. Zürich: Theologischer Verlag 2008 (Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz, Bd. 3). 669 S. ISBN 3-978-3-290-17319-7.

Nachdem die Bände 1, 2 und 4 bereits 1952, 1973 und 1974 erschienen sind, liegt nun nach längerer, der beruflichen Karriere des Herausgebers geschuldeter Unterbrechung auch Band 3 der *Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz* vor. Damit gelangt diese wertvolle Edition zur schweizerischen Reformations- und Kirchengeschichte zugleich zu ihrem vorläufigen Abschluss. Hatten die drei ersten Bände Quellen zur Geschichte des Zürcher und Ostschweizer Täuferturns sowie zu den letztlich gescheiterten Vermittlungsbemühungen in den Täufergesprächen zwischen Berner Prädikanten und Täufern in den 1530er-Jahren präsentiert, so deckt Band 3 mit Quellen zu den Kantonen Aargau, Bern und Solothurn einen weiteren räumlichen Schwerpunkt des schweizerischen Täuferturns ab. Der zeitliche Schwerpunkt des Bandes mit seinen 1267 Nummern, die jeweils nach Kantonen gegliedert präsentiert werden, liegt auf den Jahren 1522 bis 1560, vereinzelt werden auch Dokumente bis 1667 vorgelegt. Neben ungedruckten Archivalien aus zahlreichen Staats- und Stadtarchiven hat der Herausgeber auch Quellen aus älteren reformationsgeschichtlichen Editionen berücksichtigt, so aus der bernischen Aktensammlung von Rudolf Steck und Gustav Tobler (1918/1923), aus der Basler Aktensammlung von Emil Dürr und Paul Roth (1921–1950) sowie einschlägige Stellen aus den gedruckten Briefwechseln von Huldrych Zwingli, Joachim Vadian,

Heinrich Bullinger und Johannes Oekolampad. Diese Quellen werden teilweise mit dem Nachweis des bereits vorliegenden Drucks nur als Regest, teilweise aber auch ausführlich wiedergegeben. Im detaillierten wissenschaftlichen Apparat weist der Herausgeber Bibelstellen nach, liefert historisch-biographische Angaben und erläutert die Quellsprache. Das Spektrum der abgedruckten Dokumente ist sehr breit: Es reicht von knappen, lakonischen Einträgen in obrigkeitlichen Rechnungsbüchern, welche die Kosten für die Jagd auf Täufer aufzeichnen, bis zu mehrseitigen Bekenntnissen von Täufern in obrigkeitlichen Verhören. Dass die allermeisten Quellen im Zusammenhang mit Repressionsmassnahmen der weltlichen Obrigkeiten entstanden sind, spiegelt die frühzeitig einsetzende Diskriminierung der Taufgesinnten wider. Der Band dokumentiert die energische Verfolgung der radikalen Anhänger der Reformation und der Täufer von obrigkeitlicher Seite und – gleichsam als Spiegelbild dazu – die zunehmende Absonderung und immer schärfere Trennung der Täufer von der offiziellen Kirche. Die Quellsammlung erhellt aber auch das Verhalten von Bevölkerungsgruppen, die sich nicht, wie von der Obrigkeit und Staatskirche gefordert, scharf von den Täufern distanzieren, sondern Sympathien für täuferische Positionen – etwa in der Zehntkritik – bekunden. Damit dokumentiert die Sammlung jenes soziale Verhalten von Nachbarschaften und Verwandtschaftsgruppen, dem die Täufer ihr Überleben in Randregionen verdanken und an dem die rigorose Diskriminierung und Verfolgung durch die Obrigkeiten letztlich auch scheiterte. Der Band bestätigt auf eindrückliche Weise die Tatsache, dass unsere Kenntnisse von den Glaubensvorstellungen und der Frömmigkeitspraxis der Täufer in aller Regel nur indirekt und aus der Optik kritisch und feindlich gesinnter Aussenstehender vermittelt sind und nur selten direkt aus Selbstzeugnissen der Betroffenen selbst schöpfen. Ein umfangreiches Register der Personen, Orte, Bibelstellen und Sachen erschliesst das umfangreiche Material unter mehreren Gesichtspunkten für die künftige Forschung. Eine kleine Kritik betrifft die Bibliographie, die nicht auf den neuesten Stand gebracht wurde. Die Arbeiten von Mark Furner¹ werden in den beiden Literaturverzeichnissen (S. XXXIV–XLI) ebenso wenig erwähnt wie der aus Anlass des 450-jährigen Gedenkens an die Berner Täuferdisputation von 1538 erschienene Sammelband.²

André Holenstein

¹ Furner, Mark: *The repression and survival of Anabaptism in the Emmental, Switzerland 1659–1743*, Ph.D.-Thesis Cambridge 1998; Ders., *Lay casuistry and the survival of later anabaptists in Bern*, in: *The Mennonite Quarterly Review* 75 (2001), 429–470.

² «... Lebenn nach der Ier Jhesu ...» «Das sind aber wir!» *Berner Täufer und Prädikanten im Gespräch 1538–1988*, Bern 1989.

Schürpf, Markus: Arthur Zeller 1881–1931. Vieh- und Wanderfotograf im Simmental. Fotografien 1900–1930. Zürich: Limmat Verlag / Büro für Fotografiegeschichte. 2008. 127 S. ISBN 978-3-85791-554-3.

Arthur Zeller war Viehzüchter und wirkte 25 Jahre als Zuchtbuchführer der Viehzuchtgenossenschaft Weissenbach. Bei den Viehprämierungen fotografierte Zeller jeweils die schönsten Tiere für die Kataloge. So wurde er zum Viehfotografen und zum ersten Fotografen im Simmental, wobei die Einnahmen aus fotografischer Tätigkeit immerhin einen Viertel seines Gesamteinkommens ausmachten. In dieser Kombination als Züchter und Viehfotograf, noch dazu in einem führenden Zentrum der Viehzucht, gibt es in der Schweiz keine Parallele. Trotz seiner nationalen Bedeutung war die Überlieferungslage lange Zeit prekär. Das Archiv mit rund 6000 Glasnegativen wanderte nach Zellers Tod 1931 zunächst auf den Estrich und später in ein nicht mehr benutztes Waschhaus, in dem die Negative der eindringenden Feuchtigkeit schutzlos ausgesetzt waren. Die Sichtung 2004 zeigte, dass bei vielen Platten die Gelatineschicht vollständig zerstört war und fast die Hälfte entsorgt werden musste. Die verbliebenen offenbarten jedoch eine unerwartete Spannweite an Motiven aus dem Simmental Anfang des 20. Jahrhunderts. Das Büro für Fotografiegeschichte erschloss die Fotografien als «vorzügliche Archivquellen von hohem ästhetischem Wert» (S. 9) in einer Datenbank und erstellte von über 1000 Bildern Digitalisate. Die gründlich gereinigten und fachgerecht verpackten Originale wurden mit Einwilligung der Erben dem Staatsarchiv des Kantons Bern übergeben. Mit einer Ausstellung im Talmuseum in Erlenbach und der vorliegenden Publikation fand das Projekt, das die Konservierung, Erschliessung und Vermittlung des Zellerschen Nachlasses zum Ziel hatte, seinen Abschluss.

Das schön gestaltete Buch enthält zum einen nahezu 100 meist grossformatig wiedergegebene Fotografien, zum anderen fundierte Begleittexte zu Viehfotografie, Biographie des Fotografen, Simmentaler Bevölkerung, Viehfotografie und Viehzucht. Zeller zeichnete die Kühe und Stiere zuerst von Hand, später fotografierte er sie. Wichtig war neben der guten Ausleuchtung die Stellung der Hinterbeine, die das Euter nicht verdecken sollten, um dessen Form und diejenige der Zitzen gut sichtbar zu machen. Zellers Beginn der fotografischen Karriere fällt ziemlich genau mit der Durchsetzung des Sonderstatus des Simmentaler Alpflleckviehs zusammen, das für über hundert Jahre eine zentrale Bedeutung für die Wirtschaft des Kantons Bern und der Schweiz innehatte, ehe in den 1950er-/1960er-Jahren die Anpassung an neue Marktsituationen mittels Einkreuzung der Red-Holstein-Rasse erfolgte.

Zeller erscheint nicht nur als Vieh-, sondern auch als Wanderfotograf, der von seiner Talschaft für die Dokumentation des privaten Lebens beigezogen wurde. Er war mit

den Leuten vertraut und wusste über ihre Verhältnisse Bescheid, wenn er sie als Kinder, als Ehepaar oder als Familie ins Bild nahm. Darüber hinaus fotografierte er Tätigkeiten der ländlichen Ökonomie wie Käsen, Holzen und Obstbäume Spritzen, der ländlichen Kultur wie Theatergruppe und Schwingwettkämpfe sowie Erscheinungen des modernen Verkehrs wie Abschleppdienst, Eisenbahnnetz, Motorradrennen und Strassenbau.

Martin Stuber

Wiegrebe, Wolfgang: Albrecht von Haller als apologetischer Physikotheologe. Physikotheologie: Erkenntnis Gottes aus der Natur? Frankfurt am Main: Peter Lang 2009 (Untersuchungen zum christlichen Glauben in einer säkularen Welt, Bd. 5; zugleich Diss. Universität Regensburg 2007). 550 S. ISBN 978-3-631-57978-7.

Die vorliegende Arbeit von Wolfgang Wiegrebe will Albrecht von Hallers Apologie des Christentums in Bezug auf physikotheologische Argumente untersuchen.

Dabei geht der Autor auf drei Werke Hallers ein, die er in Kapitel 4 ausführlich interpretiert. Als Grundlage dazu erörtert er im ersten Kapitel den Begriff der Physikotheologie, geht in Kapitel 2 auf die Forschungsliteratur ein und gibt in Kapitel 3 einige biographische Angaben zu Hallers Leben und Werk. Bemerkenswert sind das ausführliche Bibelstellenregister, das nach jedem Kapitel folgt, und der Anhang, in dem die anatomischen Begriffe erklärt werden, die mit dem Namen Albrecht von Hallers verbunden waren oder es noch immer sind.

Wiegrebe definiert den Begriff der Physikotheologie als theologische Richtung, in der Existenz und Wesen Gottes aus der Ordnung und Gesetzmässigkeit der Natur abgeleitet werden. Zweckmässigkeit, Schönheit und Nützlichkeit der Schöpfung offenbaren Gott in seinen drei zentralen Eigenschaften, der Allmacht (potentia), der Weisheit (sapientia) und der Güte (providentia). Als Grundlage der christlichen Physikotheologie nennt Wiegrebe Römer 1, Vers 18–20. Der Begriff selbst komme erst im 17. Jahrhundert vor, so Wiegrebe mit Verweis auf das Evangelische Kirchenlexikon, ideengeschichtlich liessen sich aber bereits bei Diogenes von Apollonia (5. Jh. v. Chr.) und Cicero strukturell ähnliche Schlussfolgerungen finden. Als Beispiel für physikotheologisches Denken im 18. Jahrhundert bespricht Wiegrebe Kant, der in seinen vorkritischen Arbeiten, so Wiegrebe, davon ausgegangen sei, Gottes Wesen und damit zusammenhängend seine Existenz aus der Natur ableiten zu können. Den Fragen, ob Haller einige Schriften Kants aus der vorkritischen Phase gekannt habe und inwieweit Kant Hallers Arbeiten berücksichtigt haben könnte, geht Wiegrebe leider nicht nach.

Wiegrebe bespricht vier Arbeiten aus der Forschungsliteratur, die ihm wichtig scheinen im Zusammenhang mit Hallers physikotheologischen Grundhaltung und seiner Apologie für das Christentum. Vom frühen Aufsatz von Carl Baggesen *Albrecht von Haller als Christ und Apologet* (1865), distanziert sich Wiegrebe; er sieht darin Hallers physikotheologische Grundhaltung verkannt. Genauso verhalte es sich bei den Aufsätzen von M. Peters (*Albrecht von Haller als Christ*, 1937; *Albrecht von Haller als Apologet*, 1938). Maria Teresa Monti hingegen, so Wiegrebe, begründe Hallers Physikotheologie differenziert in ihrer Studie *Physikotheologie und Mechanismus in der Physiologie Hallers*, 1989. Leider unterlässt es Wiegrebe, auf grundlegende Werke wie dasjenige von Richard Toellner (*Albrecht von Haller: über die Einheit im Denken des letzten Universalgelehrten*, 1971), einzugehen, auch weist er nicht auf neuere Forschungsliteratur hin. Die bisher gründlichste Bestandesaufnahme von Hallers religiösem Denken durch Thomas Kaufmann (*Über Hallers Religion in Albrecht von Haller im Göttingen der Aufklärung*, 2009) dürfte Wiegrebe beim Verfassen seiner Arbeit noch nicht bekannt gewesen sein, ebenso wenig Cornelia Rémis Aufsatz *Religion und Theologie* im von Hubert Steinke, Urs Boschung und Wolfgang Proß herausgegebenen Sammelband (*Albrecht von Haller. Leben – Werk – Epoche*, 2008).

In der Biographie Hallers, für die sich Wiegrebe vor allem auf Hallers Tagebücher und lediglich auf ältere Forschungsliteratur stützt, erläutert Wiegrebe Hallers naturwissenschaftliche Arbeiten und versucht, diese in den Zusammenhang mit Hallers physikotheologischen Überlegungen zu bringen. Auf der Grundlage seines wissenschaftlichen Hintergrunds als Doktor der Theologie und Professor für pharmazeutische Chemie analysiert Wiegrebe kompetent, wie Haller seine anatomischen und botanischen Experimente für physikotheologische Argumente nutzt.

Die erste Schrift Hallers, auf die Wiegrebe eingeht, sind die 1771 verfassten *Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung*. Wieso Wiegrebe aus der dritten Auflage aus dem Jahr 1788 zitiert und die Erstauflage auch in der Bibliographie nicht auführt, wird nicht erklärt. Wiegrebe interpretiert, wie Haller seinen Glauben an den Literalsinn der Bibel mit seinen naturwissenschaftlichen Studien zu vereinbaren versucht; so zum Beispiel in der Diskussion um Jesus als Sohn Gottes. Haller gibt zu, nicht genau zu wissen, wie die göttliche Verbindung zu einem sterblichen Menschen entstehen kann, vergleicht das Problem aber mit der Übertragung der Bewegung eines Körpers auf einen anderen. Man wisse zwar, dass es diese Bewegung gebe, um was genau es sich dabei aber handle, könne nicht bestimmt werden. Wiegrebe geht davon aus, dass Haller damit das Newtonsche Gravitationsgesetz anspricht, mit dem die Planetenbewegung berechnet werden konnte. Indem Wiegrebe das Massenanziehungsgesetz $K = Fx m_1 x m_2 / r^2$ erklärt und darauf hinweist, der Faktor f , die Gravitationskonstante,

sei erst 1798 bestimmt worden, belegt er Hallers Ansicht, dass die Berechnung der Kraft K noch immer nichts über die Art der Kraft (was ist Gravitation) aussage.

Bei seiner Analyse von Hallers *Briefen über einige noch lebender Freygeister Einwürfe wider die Offenbarung* greift Wiegrebe auf die Ausgabe von 1778 zurück. Auch hier rechtfertigt er nicht, wieso er nicht die Erstausgabe aus den Jahren 1775–77 mit dem Titel *Briefe über einige Einwürfe nochlebender Freygeister wider die Offenbarung* benutzt hat. Wiegrebe interpretiert Hallers Erwiderung auf Voltaires Bibelkritik, die Haller in der Form fingierter Briefe verfasst hat. Interessant wird es, wenn Wiegrebe nicht nur die Aussagen der beiden Autoren zusammenfasst, sondern Hallers Argumente mit seiner Doppelkompetenz als Theologe und Naturwissenschaftler interpretiert; so zum Beispiel, wenn er aus Steinen herausfahrende Kugelblitze als Wassergas erklärt, das aus glühendem Kohlestoff und Wasser entsteht.

Die letzte Schrift, auf die Wiegrebe in seiner Arbeit eingeht, ist Hallers Vorrede zu einer Übersetzung. Haller übersetzte eine von Johann Heinrich Samuel Formey verfasste Zusammenfassung eines Werks von Jean-Pierre de Crousaz, das sich gegen Skeptizismus und Deismus, insbesondere bei Pierre Bayle, richtet. Die bibliographische Angabe – es handelt sich um das Werk *Examen du pyrrhonisme ancien et moderne* (1733) – fehlt bei Wiegrebe, auch weist er nicht darauf hin, dass Formeys Kürzung nicht wie ursprünglich geplant auf Französisch gedruckt wurde, sondern nur in der deutschen Übersetzung Hallers.

Hallers Übersetzung erschien 1751 mit einer programmatischen Vorrede unter dem Titel *Prüfung der Secte die an allem zweifelt*. Darin entwickelt Haller seine Vorstellungen von einem geordneten Staat, die sich auch als physikotheologisch beschreiben lassen, da Haller in einem geordneten Staatsgefüge das Spiegelbild einer von Gott in der Natur gesetzten Ordnung sieht.

Wiegrebe erklärt in seiner Arbeit Hallers anatomisches, physiologisches und botanisches Forschen im Lichte heutiger naturwissenschaftlicher Kenntnisse und setzt es in Verbindung mit Hallers religiösem Denken. Mit diesem Naturwissenschaft und Theologie verschränkenden Interpretationsansatz vermag Wiegrebe trotz der aufgezeigten Mängel neue Aspekte in Hallers Physikotheologie und Apologie des Christentums aufzuzeigen.

Daniela Kohler